



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schmidt, Julian: Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Literatur.

Reisebriefe von Felix Mendelssohn Bartholdy, aus den Jahren 1830 bis 1832. Leipzig. Verlag von Hermann Mendelssohn. 1861.

Die Briefe haben an sich schon ein großes Interesse, da sie den oft behandelten Gegenstand, namentlich Italien, in einem ganz neuen Licht zeigen; auch die erste Berührung Mendelssohns mit Goethe wird anspruchslos und heiter, wie sie erzählt ist, den Verehrern beider Männer willkommen sein. Am erfreulichsten aber ist das Bild, das man von dem großen Musiker gewinnt. Daß er ein geistvoller, hochgebildeter Mann war, ist allgemein bekannt; gewöhnlich aber schildert ihn die Tradition als einen Spötter, der eher die kleinen, als die großen Seiten eines Mannes zu entdecken verstand. In diesen Briefen tritt gerade das Gegentheil davon hervor: eine trotz aller Begabung und trotz aller frühreifen Bildung heitere, unbefangene und kindliche Natur, die mit dem lebhaftesten Interesse und der wärmsten Theilnahme auf alles Schöne und Gute eingeht und über der Freude an den Dingen sich selbst ganz vergißt. Wenn, wie es in neuester Zeit scheint, der Ruhm des schaffenden Künstlers in engere Grenzen eingeschränkt werden sollte, als die frühere Verehrung annahm, so wird die Verehrung vor dem guten und tüchtigen Menschen durch diesen Nachlaß desto höher steigen.

Fr. Aug. Wolf, in seinem Verhältnis zum Schulwesen u. zur Pädagogik, dargestellt von Prof. Dr. F. J. Arnoldt, Oberlehrer am königl. Friedrichsgymnasium zu Gumbinnen. Erster Band. Biographischer Theil. Mit verschiedenen Beilagen. Braunschweig. C. A. Schwesche und Sohn (M. Bruhn) 1861.

Es ist eine Undankbarkeit, wenn man einem Verfasser, der sich eine bestimmte Aufgabe gestellt und diese befriedigend gelöst hat, zumuthen wollte, er hätte seine Aufgabe weiter fassen sollen, und doch können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß Herr Arnoldt die Biographie nicht von einer bestimmten Seite aus, sondern vom allgemeinen menschlichen Standpunkt aus aufgefaßt haben möchte. Mit Recht weist er nach, wie sehr Körte's Versuch selbst hinter den bescheidensten Anforderungen zurückbleibt, und das gegenwärtige Buch verräth, daß Niemand geeigneter hätte sein können, Wolf nicht bloß vom Standpunkt der Pädagogik, sondern allgemein zu charakterisiren, als der Verfasser. — Wie dem auch sei, die Arbeit ist vortrefflich und eine wesentliche Bereicherung für die Geschichte unsrer Wissenschaft; die Vorstudien sind

umfassend, es ist nichts nach Hörensagen, sondern nach der strengsten Quellenforschung dargestellt und, was bei einem Manne wie Wolf die Hauptsache ist, der Verfasser hat ein vollgültiges Urtheil über seinen Gegenstand. Wir warten das Erscheinen des zweiten Bandes ab, der bald in Aussicht steht, um den Charakter des großen Gelehrten, wie er sich aus dieser neuen Arbeit herausstellt, eingehender zu besprechen.

Mittheilungen aus Lobeck's Briefwechsel. Nebst einem literarischen Anhang und einer zur Feier seines Gedächtnisses gehaltenen Rede, Herausgegeben von Ludwig Friedländer. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1861.

Die Gedächtnißrede, mit welcher Herr Friedländer diesen Nachlaß Lobeck's einleitet, hat, wenigstens theilweise, schon früher in den „Grenzböten“ gestanden; sie spricht die sinnige Hingebung und Pietät eines treuen und dankbaren Schülers aus, den seine ernsten, umfassenden und umsichtigen Studien wol dazu berechtigten, die Größe des Mannes, den er verehrt, zu ermessen. Wir möchten unsere Leser namentlich auf einen Punkt aufmerksam machen, auf den Kampf Lobeck's gegen eine Richtung der Philologie „die sich vermischt, durch Inspiration und Ahnung Geheimnisse zu ergründen, die der wissenschaftlichen Forschung verschlossen bleiben.“ „Diese Richtung,“ fährt der Verfasser fort, „hat zu allen Zeiten der Wissenschaft gegenüber gestanden. Sie ist zu tief im Wesen des menschlichen Geistes begründet, um je auszusterben, und sie wird immer ganz besonders in der Masse der Halbwissenden ihre Wurzeln treiben, weil sie den Dilettantismus für stimmfähig, ja für berechtigt erklärt, auf die Forschung vornehm herabzusehen, die vergebens auf beschwerlichen Umwegen Zielen zustrebt, welche er mühelos erreicht. Eine seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts bei uns besonders gesteigerte und weit verbreitete Unklarheit im Wissen und Glauben begünstigte das Umsichgreifen dieser Richtung auch auf wissenschaftlichem Gebiet. Es war bekanntlich die Blüthezeit der Naturphilosophie, die gebildete Welt wandte sich der Nachtseite der Natur mit besonderer Vorliebe zu und lauschte den Offenbarungen der Magnetiseurs, Visionäre und Geisteserher vielleicht mit noch größerer Andacht als heute; die Restaurationsversuche griffen vielfach ins Mittelalter zurück, das künstlerische Schaffen wurde von einer bestimmten Form des Glaubens für abhängig erklärt. Wer sich von der inneren Unwahrheit dieses Treibens abwendete, wer den Visionen einer verwilderten Phantasie den Glauben weigerte, wurde des Mangels an Tiefe, poetischer Anschauung und wahrer Frömmigkeit geziehen. Das ist es, was Lobeck den Pharisäismus der Wissenschaft genannt hat, „die Heuchelei genialer Erleuchtung, welche den Resultaten ernster Forschung das Gaukelwerk spielender Combinationen entgegenstellt, statt des wissenschaftlich Erkennbaren die ewigen Räthsel der

Natur, die verblichenen Hieroglyphen der Vorzeit, die Tiefen des Geisterreichs zu ergünden strebt.“ 1860. Die Lobbeck's Briefe zeigen ihn ganz wie er war, die reinste, natürlichste Kindlichkeit, aber jene Kindlichkeit, welche die eigene Größe nicht kennt. — Noch schärfer würdigt ihn in dieser Beziehung ein nahestehender Freund und ebenbürtiger Amtsgenosse, Lehms, dessen Denkrede in den neuen preussischen Provinzialblättern 5. Nov. 1860 abgedruckt ist. Er macht auf die Naivetät aufmerksam, mit welcher Lobbeck selbst seine geistige Thätigkeit auffaßte. „In den biologischen Nachrichten sagt er: „meine, obwol schwächliche Gesundheit hindert mich doch nur selten lange Zeit an meinen Arbeiten, bei welchen ich nicht nach glänzenden Resultaten, sondern allein nach einer gewissenhaften, möglichst vollständigen Darstellung des weit zerstreuten Stoffes strebte.“ Wie gesagt, wenn er selbst es so ansah, so lieben wir darin die Naivetät und die Bewußtlosigkeit des Genies, welches sich selbst nicht kennt. Hatte er doch mitunter einen Zug zu dem Glauben, daß eigentlich alle Menschen gleich begabt seien und nur der Fleiß den Unterschied mache. Oder hörte man ihn doch sagen: „Hätte man nur Zeit: an Stoff fehlt es nicht; es liegt ja da, man braucht es nur zu nehmen.“ Oder hatte er einmal in früheren Jahren an Meineke die naive Frage gerichtet — welche Philologen verstehen werden — ob denn nun seine Sammlungen besser wären, als die von Fischer und Weller? Wenn wir aber eine geheime Ahnung haben müssen, daß auch andere Leute eine solche Vorstellung von Lobbeck haben, er sei ein gewissenhafter, möglichst vollständiger Darsteller des weit zerstreuten Stoffes, so müssen wir erinnern, daß, was bei ihm geniale Naivetät war, bei den andern eine Dummheit ist. Denn fürs Erste läßt ohne den genialen Takt, welcher für sein Thema die bedeutenden, ja die bedeutendsten Belege, da das bedeutendste Material entdeckt, wo der gewissenhafte Sammler noch gar keine Beziehung ahnt, und mit sogenannten „classischen Stellen“ zu Werke geht sich zu keinen bedeutenden Resultaten gelangen; sodann aber bleibt ohne die Gabe, welche den Menschen selten, den Gelehrten seltner vergönnt ist, die Kritik, d. h. nämlich die Gabe des Urtheils und Kunst des Urtheilens, jene gewissenhafte Anhäufung immer nur eine Anhäufung, der gegenüber es nur eine Gewissenhaftigkeit gibt, sie ja nicht zu benutzen. Und nun für Lobbeck insbesondere ist jene Anschauung von seinen Arbeiten doppelt thöricht, weil zu Lobbeck's Charakteristik recht eigenthümlich gehört, daß ihm alles Angehäufte, Wüste ein Gräuel war, nicht nur seinem Verstande, sondern weil er einen ausnehmenden Sinn für Form und schöne Form und einen seltenen Geschmack besaß.

Die beiden Gedächtnißreden ergänzen einander auf eine schöne Weise: in der springenden, durchweg geistvollen Art, die man aus seinen sonstigen

kleinen Schriften kennt, gibt Lehre aus der Tiefe seines Wissens einzelne, stets den Kern der Sache treffende Gedanken, die aber vollkommen zu würdigen eigentlich nur demjenigen möglich ist, der mitten darin steht; Friedländer dagegen bemüht sich auch einem größeren Publicum die Bedeutung des Mannes klar zu machen; wer einmal etwas Ähnliches versucht und die Schwierigkeiten dieses Versuchs erfahren hat, wird dem Geschick, womit er seine Aufgabe durchgeführt, volle Anerkennung zollen.

Goethe in den Jahren 1771 bis 1775. Von Bernhard Rudolf Abeken. Hannover. Carl Rümpler, 1861.

Die verschiedenen Quellen, aus denen man die Details von Goethe's Leben schöpfen muß, sind so zerstreut, daß der Verfasser Dank verdient, sie, wenn auch nur für eine kleine Periode, vollständig zusammengestellt zu haben. Die Breite des Materials tadeln wir also keineswegs; auf die Menge ist dabei ohnehin nicht gerechnet, sondern nur auf die stille Gemeinde. Aber die Breite wird noch dadurch vermehrt, daß der Verfasser sich bemüht, seine Begeisterung für den Dichter in jeder Zeile, man möchte sagen in jedem Worte, durchklingen zu lassen. Es scheint uns ein völliges Verkennen der Aufgabe eines Historikers, wenn man dem Verständniß des Publicums auf eine, man möchte sagen, so zudringliche Weise zu Hülfe kommt. Es gab eine Zeit, wo man der Rohheit und Geschmacklosigkeit der Menge gegenüber einige Drucker brauchte, um Goethe's Bedeutung in das rechte Licht zu setzen; diese Zeit ist glücklicherweise vorüber. Wer ein Buch von dem Umfang des gegenwärtigen in die Hand nimmt, der weiß schon von vorn herein, was es mit Goethe im Großen und Ganzen für eine Bewandniß hatte, und will nur die Einzelheiten in möglichst einfacher und ansprechender Weise erfahren. Ohnehin stimmt zu Goethe's Wesen diese Ueberschwänglichkeit gar nicht; er selber hat uns ein Vorbild gegeben, wie man eine große Periode deutlich hervortreten lassen kann, ohne durch eigene Gefühlsausbrüche dem Eindruck zu Hülfe zu kommen. — Diese Ausstellung abgerechnet ist das Buch vortrefflich und ein schätzbare Beitrag zu jeder Goethebibliothek. — Bei dieser Gelegenheit machen wir noch auf eine andere kleine Schrift aufmerksam: „Goethe und die Erzählungskunst.“ Vortrag von Berthold Auerbach. Stuttgart, Cotta'scher Verlag. Die kleine Schrift hat ein doppeltes Interesse, es ist nicht bloß ein feiner Kenner, der sich vernehmen läßt, um die richtige Würdigung des Dichters zu fördern, sondern in seiner Art gleichfalls ein Meister der Kunst, der uns andeutet, was er seinem großen Vorbild abgelernt hat.

Deutsche Dichter und Prosaisten von der Mitte des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Zeit nach ihrem Leben und Wirken geschildert von Dr. Friedrich Paldamus. Zweite Abtheilung. (Unter Mitwirkung von Dr. Wilhelm Stricker). Zweiter Band. Mit 12 Portraits und Facsimi-

les in Holzschnitt. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1861. —

Das Buch enthält in zwangloser Folge Lebensbeschreibungen unserer modernen Classiker für das Bedürfnis des größeren Publicums eingerichtet und im Ganzen mit einem richtigen Verständniß dessen, was zu einem deutlichen Charaktergemälde nöthig ist, ausgearbeitet. Es ist eigentlich schade, daß der ursprüngliche Herausgeber, durch andere Arbeiten abgehalten, sich der Fortführung des Unternehmens entzieht, doch verspricht die Verlagsbuchhandlung hinreichenden Ersatz, da Professor Kurz in Marau an seine Stelle tritt. — Wenn die eigentliche Literaturgeschichte, soweit es ihr überhaupt auf Darstellung ankommt, im Großen und Ganzen die Zeitfolge festhalten muß, um den periodischen Fortschritt oder Rückschritt der Literaturbewegung sinnlich darzustellen, so ist eine solche Nebeneinanderstellung einzelner Monographien dazu eine willkommene Ergänzung. — Wir hätten noch ein anderes literarisches Unternehmen im Auge, das sich dem gegenwärtigen gewissermaßen anschließt: nämlich einen verbesserten Joerdens. Joerdens Buch ist unbegreiflich schlecht, mit einem Leichtsinne, der seinesgleichen sucht, aus beliebigen Quellen abgeschrieben, ohne alles Urtheil und selbst ohne hinreichende Kenntniß der äußerlichen Dinge. Dennoch kann man es nicht umgehen, weil es eine Masse Excerpte aus fast ganz verschollenen Zeitschriften enthält. Es wäre Zeit dieselbe Aufgabe, aber gründlicher und gewissenhafter, zu unternehmen; nicht für den Freund, sondern für den Forscher der Literaturgeschichte. Ein solches Buch müßte diejenigen Quellen die zugänglich sind, nur namhaft machen, aber freilich vollständig und mit genauer Angabe dessen, was darin zu suchen ist. Die Excerpte dagegen aus gleichzeitigen Recensionen, aus Briefen, die keiner größeren Sammlung angehören u. s. w. müßten vollständig sein; ebenso der bibliographische Nachweis. Joerdens giebt eine alphabetische Folge; auch diese ist im Grunde überflüssig und durch ein genaues Register leicht zu ersetzen: Der Verfasser müßte das Material, das er gerade zum Abschluß gebracht hat, vorlegen dürfen und auch weitere Ergänzungen dürften nicht ausgeschlossen sein. Für ein solches Unternehmen würde sich keiner so wohl eignen als Carl Goedeke.

Julian Schmidt.